



Rebecca Godfrey
Leslie Jamison

PEGGY

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Britt Somann-Jung



FISCHER

Alle Figuren in diesem Roman sind frei erfunden.
Jegliche Ähnlichkeiten zu realen Personen, lebend oder tot,
sind rein zufällig.



Erschienen bei FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»Peggy« bei John Murray Press, part of Hodder & Stroughton Limited,
an Hachette UK company, London.

© the Estate of Rebecca Godfrey 2024

All rights reserved.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2025 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7587-0016-3

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@fischerverlage.de

Inhalt

I. ALTE MEISTER

- Prolog 9
- Der Silberprinz 15
 - Wirbeln 33
 - Libertins 50
 - Schwefel 78
 - Flieger 83
- Sunwise Turn 103
 - Halbstarke 123
- Ewige Wunde 134

II. SURREALISMUS

- Die Silberprinzessin 141
- Der Eindringling 182
- Der weiße Umschlag 192
- Ein Drang nach Dominanz 214
- Der gefährliche Monat 239
 - Vogelknochen 282

III. MODERNISMUS

- Geborgtes Bett 329
- Vogel im Raum 354
 - Epilog 383
- Nachbemerkung 392
- Danksagung 395

I. ALTE MEISTER

»Ich liebe es zu schweben.«

Peggy Guggenheim

Prolog

Ich bin die Tochter zweier Dynastien; ich gelte als reicher als der Rest der Stadt, übertroffen nur von unserem Nachbarn, Rockefeller. Meine Großväter kamen beide in Ställen zur Welt, wie Jesus, und beide verbrachten sie die Überfahrt nach Amerika auf dem Zwischendeck, flohen aus Bayern und der Schweiz. Das sind keine Märchen. Das ist nicht der Mythos des amerikanischen Traums. Die Fakten: Beide waren vierzehn, dunkelhaarige Jungs, die erst stumm blieben und dann über die Konsonanten des Englischen stolperten; James und Meyer, meine Großväter, zwei Teilacher, Landeier, verachtet. Im Mittleren Westen kannten sie keinen, weder Cowboy noch Kohlekumpel. Sie verkauften Schuhlöffel, Brillen, Schnürsenkel, Leim, Zigarren. Hörten sie von zwei kranken Hühnern in einem Dorf, liefen sie zwanzig Meilen dorthin und verhöckeren ihre eigenen zwei Hühner. Bald erfand Meyer ein Herdputzmittel; bald verkaufte er Uniformen an die US-Armee. Dann wurden es Bergwerke, erst kaufte er eins, dann hundert, dann alle Silberminen in Alaska und Chile, alle Kupferminen in Mexiko. James brachte sich Mathe bei, Wertpapiere, und gründete seine eigene Bank. Präsident Grant bat ihn, das Finanzministerium zu leiten. (Er lehnte ab; er war zu schüchtern.) Als ich 1898 zur Welt kam, war Manhattan auf dem besten Weg, sich in eine Art europäische Monarchie zu verwandeln, und meine Großväter waren keine Bauern mehr, sondern Könige, die in die goldenen Paläste der Fifth Avenue drängten.

Ich habe zwölf Onkel. Washington, Samuel, Eugene, Jefferson, DeWitt, Isaac, Daniel, Murry, Solomon, Robert, William, Simon. Diesen Onkeln wird die Verwaltung der Vermögen übertragen werden. Dass das zu Problemen führt, hätte jedem klar sein müssen, war es aber nicht. In der Familie meiner Mutter, bei den Seligmans, ist man diskret und distinguiert. Hinter vorgehaltener Hand heißt es, mein Vater habe sie wegen des Prestiges geheiratet. Ihre Vorfahren stammten aus einem weniger derben Teil Deutschlands. Das Guggenheim-Vermögen rührt nicht von Banken oder Büros, sondern es kommt aus der klammen Erde der Bergwerke, aus dem Untergrund, Dreck. Daniel, der Älteste, gilt als der Klügste, Senator Simon als der Mächtigste, aber mein Vater, Benjamin, ist derjenige, der die Stadt in seinen Bann schlägt. Er sei *schneidig*, sagen die Zeitungen, er wird Silberprinz getauft. Auf einer Aufnahme von Guggenheim & Söhne blicken die schnurrbärtigen Männer in ihren hohen, breiten Hemdkragen und schweren Gehröcken alle ernst drein. Alles Bäuerliche ist ausradiert. Nur mein Vater grinst. Er sitzt am Ende des langen, polierten Mahagonitisches auf der Armlehne eines Stuhls und dreht sich Richtung Kamera. Die anderen Männer starren stur geradeaus, eine Konfrontation, eine geschlossene Pose der Selbstsicherheit, aber mein Vater scheint in ein anderes Zimmer zu blicken. Seine Brüder haben offene Bücher vor sich, einen Stift in der Hand; sein Vater berührt das Modell einer Mine. Schon da, das erkenne ich jetzt, plante mein Vater seine glorreiche Flucht.

Die Tragödie unserer Familie, jedenfalls die vor jener, die ich gleich schildern werde, besteht nur darin, dass meine Eltern drei Töchter bekamen. Auf einem Bild, das in der Schweiz aufgenommen wurde, sind wir drei ganz in Weiß ge-

kleidet. Wir tragen breite Strohhüte, weiße Baumwollkleider, gerüschte Strümpfe. Ich bin zehn; ich sitze mit einem Blumenstrauß im Schoß da; mein Kleid hat Zierfalten und einen zarten Spitzenbesatz. Hazel ist fünf, hat Ringellocken, Grübchen und eine Schleife im Haar. Benita ist zwölf. Sie steht und überragt uns, ihr langer Hals, der in schmale Finger auslaufende Arm, das Kinn nur leicht gereckt. Ihr Kleid hat Puffärmel, die unter dem Ellbogen gerafft sind. Wir wirken saftig und frisch. Wir sind Wolken; wir sind flüchtig; wir sind reine Süße; die Blüte auf einem Hochzeitskuchen. Wir sind weiß wie schwebende Versuchungen. Zurechtgemacht für Leichtigkeit und Spaß. Und so bin ich zwar Tochter zweier Dynastien, aber nie mehr als eine Dilettantin. Meine Schwester gilt als Mörderin. Überrascht Sie das? Vielleicht sollte es das. Vielleicht ist es auch nur Gerede. Nur der Anfang von dem, was wir wurden.

Ich kam in der Park Avenue zur Welt. Wir wohnten in einem seltsamen und extravaganten Palais. Mein Vater füllte das Haus mit seinen Kuriositäten und Kostbarkeiten: einem Weißkopfseeadler, den er selbst geschossen hatte; einem Corot, einem Watteau, Lederpantoffeln mit Webmuster aus Marokko. Es gab eine Glaskuppel, die die Sterne hereinließ, eine gewaltige Treppe, eine eigene Etage für uns Töchter, einen Fahrstuhl, der uns furchtbare Angst machte. Die Wände waren düster und schwer behangen mit graugrünen Ölgemälden von Großvätern, riesigen vergoldeten Spiegeln und dunkel lastenden Wandteppichen, die triumphale Szenen aus dem Leben Alexanders des Großen zeigten. Es kam uns komisch vor, fast ungebührlich, dass unser Vater uns so leben ließ. Wir sollten leise sein, unauffällig, diskret, zum

Teil in Nachahmung der Havemeyers, Huntingtons und Rockefellers, zum Teil aber auch, weil wir gar nicht hätten hier sein dürfen. Sollten wir zu viel Lärm machen, zu viel Aufsehen erregen, dann, darüber herrschte Einverständnis, würde die Welt ihr wahres Gesicht zeigen, so wie meinem Großvater auf seinen Wegen durch Ohio. *Jude, Itzig, Christusmörder!* Männer hatten ihn gesteinigt, in den Staub geworfen. Meine Mutter trug nur einen einzigen Diamanten. Meine Schwestern und ich versteckten uns unter weißen Matrosenmützen, verhüllten uns mit Handschuhen. Gouvernanten begleiteten uns zwischen der sechzigsten und der achtzigsten Straße, in der kleinen Welt, die von Park und Fifth Avenue begrenzt wurde. Sogar unsere Uhren tickten leise; der Fahrstuhl machte keinen Mucks; die Dienstboten gingen auf leisen Sohlen. Das schlimmste Urteil über ein Mädchen war, dass es »protzte«. Unsere Kleider kamen aus Paris und glitten lautlos über unsere stillen Körper. Diese Kleider erforderten die besten Stoffe, durften aber nie zu grell sein, zu neu wirken. Wir sprachen verschlüsselt, in Abkürzungen. Unser Zuhause lief unter »15«, und andere aus unserem Kreis kannten uns nur als die »Guggs«. Wenn wir, die stillen Mädchen mit den christlichen Namen, krank wurden, schickte man uns in Hotels in New Jersey. Ein einfacher Husten hätte, so schien es uns, die Ruhe dieser sauberen, angenehmen Räume infiziert. Je wohlhabender man war, desto unauffälliger musste man sein.

Drei Jahre nachdem mein Vater angeblich verschwunden war, versuchte meine Schwester das Gleiche. In den Zeitungen prangte eine Schlagzeile: GUGGENHEIM-ERBIN VERSCHWUNDEN. Hazel und meine Mutter waren zur Erholung auf dem Anwesen der Willets in White Plains. Um zehn Uhr morgens, nach einer Standpauke meiner Mutter, verschwand

Hazel einfach. Stunden vergingen; die Sonne stand immer tiefer. Meine Mutter wartete ab, bevor sie die Polizei rief, aber dann rollte ein ganzer Trupp von Beamten an; alle Zimmer wurden durchsucht. Hochzeitsgäste aus einem nahen Hotel halfen bei der Suche; die grünen Wiesen erblühten mit Männern in weißen Leinensakkos. Man ging von einer Entführung aus. Man ging, fälschlicherweise, davon aus, meine Schwester gehöre zu einem großen Vermögen. Wachen wurden am Bahnhof postiert. Meine Mutter bestand darauf, dass die Männer den Suchradius erweiterten; sie glaubte, meine Schwester müsse weiter weggelaufen sein. Am Bahnhof wurden alle Züge angehalten; auf den Straßen jedes Auto. *Haben Sie ein kleines Mädchen gesehen?*

Ein Sheriff verließ die Gruppe und ging allein zu der alten Ruine in der Nähe des Anwesens. Bröckelnder Stein; Efeu und Glyzinien, die sich um seine Füße schlangen. Er steuerte das blasse Gerippe einer breiten Mauer an. Zwischen den Bäumen sah er etwas Weißes aufblitzen. Er rannte dem Weißen nach, das sich als flüchtendes Mädchen entpuppte. Das Schweigen meiner Schwester überraschte ihn, aber warum sollte sie, selbst wenn sie sich verirrt hatte, nicht still bleiben? Man hatte uns doch gelehrt, das Schlimmste wäre, aufzufallen.

Erstes Kapitel ¶ Der Silberprinz

1912

Gestreift und erschossen lag der Tiger da, und ich streckte meinen hungrigen Körper auf ihm aus. Er war halb Schatz, halb Beute. Obwohl wir im Überfluss ausgestattet waren, ignorierte ich die Chaiselongues und Satinstühle oft und legte mich mit meinem Buch auf das zerfledderte tote Tier. Lass das, sagte meine Mutter, wenn sie zufällig im Raum war. Peggy, lass von der Bestie ab! Diese Aufforderung brachte meine Schwester Benita regelmäßig zum Kichern. Lass von der Bestie ab, machte sie meine Mutter später nach. Die Zunge war irgendwann abgefallen und durch ein verunglücktes Plastik-Imitat ersetzt worden. Beim Lesen ließ ich die Finger ins Maul baumeln und befühlte die schartigen schwarzen Lippen. Oft kippte der Kopf abrupt zur Seite, und das rote, rohe Maul unter den klaren Kristallaugen wirkte mit einem Mal lebendig.

Oh, Peggy, sagte meine Mutter, lass von dem Tiger ab und *steh vom Boden auf*. Ich strich über das Fell und starrte entückt an die Decke. Für einen Augenblick wirkte alles in dem eleganten Zimmer wild und beunruhigend.

Wir wohnten in einem Hotel der Astors. Wir waren aus unserem früheren Haus hergezogen, 15 East 72nd Street, schräg gegenüber vom Central-Park-Eingang. Mein Vater war geschäftlich in Paris; jedenfalls wurde uns das so gesagt, und wir wiederholten es brav. Nachdem wir wochenlang auf

seine Rückkehr gewartet hatten, zog meine Mutter mit uns ins Hotel. Kein Grund zur Sorge. Daniel, der Bruder meines Vaters, wohnte auch dort. Die ganze Etage unter uns war seiner Familie vorbehalten; ich vermute, den Astors war es zutiefst peinlich. *Die Guggs übernehmen das ganze Hotel.* Wie Geld und Liebe wurden auch diese plötzlichen Wohnortwechsel in meiner Familie nie thematisiert. Ich bin damals vierzehn, glaube aber, über ein Wissen zu verfügen, das sich den anderen entzieht. Ich weiß, dass mein Vater nicht zurückkehren wird.

Am Morgen der Abreise meines Vaters flehte ich Victor, seinen Butler, an, mich Vaters Schnurrbart bürsten zu lassen. Mein Vater und ich sangen zusammen, ein süßes, geheimes Lied, das er für mich ersonnen hatte. Französisch und Englisch. *Oui, oui, Peggy. A whistle, a dun-la-dun,* und dabei drehte ich mich. In seine Tasche schmuggelte ich die Tigerzunge.

Seine Geheimnisse und seine Schande nahm mein Vater mit, verstaubt in einem seiner siebzehn Schrankkoffer. Silber bis zum Ende schloss er jede von uns in die Arme, während um uns herum die Kirschblüte der Fifth Avenue losbrach. Über uns zerrissen Wolken. Wir rannten ihm nach. Korsette und knöchellange Seidenröcke schränkten uns ein. Unsere Matrosenmützen wehten weg, schwebten über den Rädern seines Wagens.

Hazels Schluchzer waren die Park Avenue rauf und runter zu hören. Adeline Havemeyer und Alma Harrington guckten aus ihren Fenstern. Der Wagen meines Vaters steuerte weiter auf den dunkel strömenden Fluss zu, in einen Teil der Stadt, in dem wir noch nie gewesen waren. Eine Geschäftsreise, erklärte Onkel Daniel meiner Mutter. »Er scheint sich in den

Kopf gesetzt zu haben, seine eigene Firma zu gründen, die – ich glaube, sie soll International Steam Company heißen.« Er wirkte angewidert, denn mein Großvater hatte den Brüdern immer Äsops Fabel vorgetragen, und der zufolge sollten sie zusammenhalten wie ein Rutenbündel. »Florette, hat er je mit dir über seine Geschäfte gesprochen?«

»Glaubst du das etwa? Also wirklich, Daniel.«

»Hat er je erwähnt –« Er brach ab, als er mich auf dem Vorleger entdeckte. »Peggy«, sagte er sanft. »Ich habe dich gar nicht bemerkt.«

»Sie unterhält eine ungesunde Liebesbeziehung zu dieser Bestie«, sagte meine Mutter. »Ich mag mir gar nicht ausmalen, wie die Kinder aussehen werden.«

»Sie werden sicherlich sehr schlau«, sagte er.

»Gefährlich«, entgegnete ich, ging in bucklige Angriffsstellung und fletschte die Zähne.

Das St.-Regis-Hotel war luxuriös und langweilig. Gitter vor den Fenstern, die Scheiben trüb. Der Park war nur als Lichtschimmer auszumachen. Ich vermisste die Kuriositäten und Kostbarkeiten meines Vaters, wie makaber und verschwenderisch sie auch sein mochten.

Meine Mutter fing an, über allem zu wachen. Dass sich ihre eigene Ehe, dieser Zusammenschluss von Lehnsgütern, eindeutig im Niedergang befand, schien nur ihr Interesse daran zu wecken, die Töchter ihres Schwagers standesgemäß zu vermählen. Wochen vergingen, ohne dass mein Vater zurückkehrte, aber sie schien auf verquere Art zunehmend auf die Möglichkeit romantischer Beziehungen eingestellt. Ein Abendessen wurde für Mr. Harry Loeb ausgerichtet; ein Lunch für Mr. Roger Straus. Sie schickte Truppen nach Barrytown, um Erdbeeren zu holen; aus einem Tal in Russland

kam Hermelin. Sie trug Tournüren und hochgeschlossene Blusen. N. G. sagte sie zu einem Namen auf der Gästeliste. *Nicht gut.* Ein Strich mit dem Stift. Die Ärmeren aussortiert.

Konnte man meinem Vater verdenken, dass er Paris präferierte, wenn ihn zu Hause diese Frau erwartete? Ich fing an, sie zu verachten.

In Paris dürfte mein Vater selig gewesen sein, nie wieder an einem Ball, nie wieder an einer spießigen Fifth-Avenue-Party teilnehmen zu müssen. Je mehr meine Mutter uns vernachlässigte, desto überzeugter war ich, dass mein Vater in einer anderen Stadt bleiben würde, mit anderen Frauen, die schlank und fröhlich waren. Ich stellte sie mir so schön vor, ich verliebte mich fast selbst in diese Kreaturen. Pfauenfedern in Ringellocken; der Schlund weißer Brüste.

Er hat sich von uns allen befreit, erklärte ich Benita. Von seinen albernen Töchtern, seinen gierigen Brüdern, seiner versnobten Frau. Siehst du es denn nicht? Er hat sich von den Havemeyers, den Harringtons, den Loeb's, den Straus' und den wirklich liebenswürdigen Rockefellers befreit.

Sie antwortete mir immer; unser Gespräch war manchmal wie ein Lied. Unsere Worte verschlungen, unbeschwert. Eine Sprache in Form einer verbotenen Melodie. Aber nach dieser Bemerkung ging sie zum Flügel. Aus dem Gedächtnis spielte sie fehlerfrei Wagner. Ich beschloss, es nicht mehr zu erwähnen, so verletzt wirkte sie, wie sie aufs C hieb und auf das Notenblatt starrte, für ein Lied, das sie gar nicht spielte.

Er schrieb uns. Quer auf dem Bett unserer Mutter liegend, lasen Benita und ich uns die Briefe vor. Wir fischten sie aus dem Schmuckkasten meiner Mutter, wo sie sie unter Bändern und Smaragden aufbewahrte. Im April schrieb er mir. Da war er neun Monate fort. *Ich freue mich über deinen lieben*

Brief und hoffe, dass du häufig Gelegenheit finden wirst, mir zu schreiben. Ich habe etwas entdeckt –

Hier brach ich ab. Was hat er entdeckt?, fragte Benita. Ein schönes Geschenk für Hazel, log ich.

Ach, Haze, sagte sie seufzend.

Warum erzählte ich es Benita in dem Moment nicht? Der Rest des Satzes löste eine solch glühende Freude in mir aus, dass ich wohl fürchtete, zurechtgewiesen zu werden, wenn ich sie teilte. *Es ist nur ein Versprechen; er verspricht ständig irgendwas.* Ich faltete den Brief siebzehn Mal, bis er streichholzdünn war. Dann schob ich ihn in meinen knöchelhohen Lederstiefel, während Benita sich erhob und mich aufforderte, einen Jungen zu mimen, damit sie ihren Knicks üben konnte.

In Paris baute mein Vater Fahrstühle, die an die Spitze des Eiffelturms fahren würden. Allein das erfüllte mich mit Liebe. Mein Vater! Strebte nach den Wolken, während seine altmodischen Brüder immer noch Männer in höllische Minen hinabschickten. Mein Vater schien keine Angst vor modernen Maschinen zu haben; er weigerte sich, an die Orte zurückzukehren, an die sein Vater ihn entsandt hatte – das felsige Ödland Nordmexikos, die brodelnden Öfen dauerbetriebener Schmelzhütten im menschenleeren Colorado. Mein Vater glaubte an das Unbewiesene, an die Willenskraft, an einen besseren Blick auf die Wolken.

Eines Morgens, kurz nachdem ich den hoffnungsfrohen Brief meines Vaters bekommen hatte, wurde ich auf der Fifth Avenue von Mr. Rockefeller angehalten. Er schwenkte seinen Stock und winkte mich heran. Ich hatte ihn seit unserem Umzug aus der 15 nicht mehr gesehen. Er war älter geworden, weiße Flecken in den Augen, ein Duft nach Lilien und Kiefern.

Ich sah mir diese Männer immer genau an, versuchte zu erkennen, was es war, wonach wir alle so verzweifelt strebten. Er hatte eine schneidige, unwiderstehliche Art zu sprechen. Die schlaue Miss Guggenheim, sagte er. Er betonte das *heim*. Kratzig, deutsch, ein Geräusch, als würde er sich räuspern.

Ich begann einen Knicks, vollendete ihn aber nicht, sondern rief aus: »Mein Vater ist in Paris! Er baut Fahrstühle für den Eiffelturm!« Ich wusste, wie albern und unhöflich ich mich anhören musste, aber ich genoss die Verkündigung.

»Ist dem so?«, fragte er. Er schien zu überlegen, ob die Idee weitere Überlegungen wert war. »Fahrstühle?«

»Der Eiffelturm ist das höchste Gebäude von Paris«, informierte ich ihn.

Er nickte. »Ja, man fällt umso tiefer.«

Dass er sich amüsierte, störte mich nicht. Ich stellte mir meinen Vater vor, wie er rittlings auf dem gewaltigen Gerüst saß, von Gurten gehalten. Unter ihm die Bögen von Notre-Dame, dem Louvre.

Ich wollte weiterreden, aber die Gouvernante, Cora, drückte meine Hand. Die hochstehende Sonne streifte ihr Gesicht; sie hob den Sonnenschirm vom Boden auf. »Peggy«, sagte sie. »Weißt du es denn nicht? Hat Hazel es dir nicht erzählt?«

Sie durfte mich nicht umarmen, aber sie schien mich hochheben zu wollen, denn ihre Hände schwebten unschlüssig vor meiner Brust. Da erzählte sie mir, dass mein Vater eine Hin- und Rückfahrt zu Hazels Geburtstag gebucht habe. In drei Wochen, sagte sie, ist dein Vater zu Hause.

Wichtig war den Prinzen nicht nur, unauffällig zu sein, sondern auch *kultiviert*.

Die Brüder wurden nach Europa geschickt, um in die Oper zu gehen und sich in Literatur, Sprachen und Kunst zu bilden. Ihre Schwestern erhielten den letzten Schliff in der Schweiz. Dahinter verbarg sich zum einen der Versuch, eine britische Idee von Zivilisiertheit zu imitieren, zum anderen der aufrichtige Wunsch, in den Genuss von etwas jenseits der oft brutalen Akkumulation von Kohle, Erz, Metallen und anderer Leute Eigentum zu kommen. Als wir klein waren, bestand auch unser Vater darauf, dass wir die Sommer in Europa verbrachten, damit wir einen »guten Geschmack« ausbildeten, wie er es nannte. Meine Mutter vertrieb sich die meiste Zeit bei den Couturiers, während wir mit einer Dame namens Miss Hartman Museen besuchten. Mein Vater erklärte es zu ihrer Pflicht, uns etwas über Kultur zu lehren. Sie nahm uns mit in den Louvre, ins Carnaulet und zu den Schlössern der Loire. Sie lehrte uns französische Geschichte und las uns Dickens und George Eliot vor. Auf der letzten dieser Reisen, die ich mit meinem Vater unternahm, gingen wir zu einem *salon*, da er gehört hatte, die Ausstellung habe einiges Aufsehen erregt. »Wir gehen da mal hin, du und ich, und gucken, was die ganze Aufregung soll«, sagte er. Wir gingen durch den Park, während er sein albernes Lied sang. »Peg-ie, oui-oui.«

»Arrêtez-vous!«, kreischte ich, als er mich hochwirbelte. Tauben umschwärmten seine Füße. Die Straßen waren schmutzig hier, aber das hat uns beide nie gestört.

Wir standen vor dem Gemälde eines einfachen französischen Landhauses. Weiß mit grünen Fensterläden, hinter zwei kahlen, aber hübschen Bäumen.

»Was hat Miss Hartman dir beigebracht?«, fragte er. »Was kannst du mir über dieses Bild erzählen?«

Ich war damals wie heute recht stolz auf meine Ansichten, aber mit einem Mal erfasste mich Panik, so selten wurde ich gebeten, meine Gedanken kundzutun.

»Das ist ein Braque, glaube ich«, sagte ich. Ich war zwölf, genoss aber die Lektionen im Louvre. »Er ist ein Impressionist, geboren 1882.«

»Ja, ja. Was kannst du mir über dieses Bild sagen?« Er zeigte auf die Blumen in der Ecke, die nur verschwommene rosa Flecken waren. »Was ist das für ein Durcheinander?«

»Diese Gemälde sehen unfertig aus, aber das Unüberlegte ist Absicht«, sagte ich. Ich wusste nicht mal, was das bedeuten sollte, aber so viel hatte ich über den Impressionismus gelernt. »Die Technik heißt optische Mischung. Der Maler mischt die Farben nicht auf der Palette; er bringt sie mit Pinselstrichen nebeneinander auf die Leinwand, bis sich ein bestimmter Farbton zeigt. Er ist nicht daran interessiert, etwas Inszeniertes nachzuschaffen, deshalb soll dieser Moment, dieses Haus so wirken, als wäre er zufällig auf etwas Schönes gestoßen.«

»Sieht unfertig aus, aber das Unüberlegte ist Absicht. Die Beobachtung gefällt mir, meine schlaue Peggy. Wissen musst du aber nur eins«, sagte er und zeigte auf das Gemälde. »Das ist das Leben. Und das«, er ließ eine Münze zu Boden fallen, »ist der Tod.« Er tat so, als würde er etwas Dreck wegtreten. »Zeig mir noch mehr von solchem Durcheinander«, sagte er, und wir streiften umher und sahen uns den ganzen Nachmittag Bilder an.

Vielleicht lag es an den Lektionen von Miss Hartman, aber es gab Momente in meinem Leben, von denen ich lieber einen Schritt zurücktrat und sie betrachtete wie ein Gemälde. Aus

der Distanz waren sie besser zu begreifen und wirkten dank einer gewissen Komposition sogar schön.

Als ich von der Rückkehr meines Vaters hörte, was nur schwer mit der Nachricht in seinem Brief in Einklang zu bringen war, stellte ich ihn mir deshalb wie auf einem Gemälde vor. Er ist natürlich in Paris und sitzt, etwas vorhersehbar, in einem Café. Keins von den schmierigen mit weinroten Sitzbänken, wie ich sie später frequentieren werde, mit Hühnerfett an den Weingläsern und sich in Rage redenden Dichtern. Seins ist vornehmer; er sitzt im Bernsteinlicht unter einem blitzblanken Kronleuchter. Neben ihm Daniels Sohn Henry, der gerade seinen Abschluss in Harvard gemacht hat und nun bei der International Steam Company in die Lehre geht. Sie sprechen über die Gefahren des Schmelzens, die Aufstände in Angola, das Gitterwerk verbrannter Hände im Gegensatz zu den Annehmlichkeiten von Dampfmaschinen und Fahrstühlen. Eines Tages werden die Ziffern der Stockwerke aufleuchten, sagt mein Vater, ein rotes Licht wird angehen, ein Bimmeln eine weitere Etage ankündigen. Neunter Stock, singt er, la-ling.

Vielleicht ist er auch mit Miss Léontine Aubart zusammen, einer jungen Französin, die er Ninette nennt. Sie tunkt eine Auster in seinen Cognac, pflückt sie mit ihren perfekten Lippen. Mit Ninette ist mein Vater sorglos; er zieht sie auf seinen Schoß und bittet sie, das Lied zu singen, das sie am Abend zuvor auf der Bühne gesungen hat, in einem Kleid, das nur aus Federn zu bestehen schien. Als sie singt, packt ihn plötzlich ein Gefühl von Verantwortung. Vielleicht liegt es an den Briefen seiner Tochter. Nicht meinen, sondern Hazels. *Lieber Vater, wirst du zu meinem neunten Geburtstag nach Hause kommen?*

Für sie, meine Schwester, geht er zehn Straßen weiter zum Büro der White Star Line. Er erkundigt sich nach einem Linienschiff, das rechtzeitig zur Geburtstagsfeier seiner Tochter am 30. April in New York City eintreffen wird. Er kauft sich eine Fahrkarte. Unter dem Namen Mrs. B. Guggenheim kauft er auch eine für Mademoiselle Aubart. Außerdem kauft er eine für seinen Butler, Victor, und ihr Dienstmädchen, Emma. Jedes dieser Tickets ist extrem teuer, selbst für meinen Vater, der sich leichtfertig weigert, auch nur einen Moment sparsam zu sein. Er nimmt freudig zur Kenntnis, dass John Jacob Astor auch an Bord sein wird, sorgt sich aber wegen der Gerüchte, die aufkommen könnten, weil er mit Ninette reist.

Kurz überlegt er, die Reise abzusagen, aber dann fällt ihm der Klatsch über Astor wieder ein, der etwas sehr Seltenes getan hat – er hat sich von seiner Frau, Ava Willing, scheiden lassen und reist nun mit seiner schwangeren Teenager-Braut. Mit den erstandenen Fahrkarten kehrt mein Vater wieder in das Café meines Gemäldes zurück. Ninette verlangt schon vierundzwanzig Unterkleider und einen Vuitton-Koffer. Er lenkt das Gespräch auf Geschwindigkeit. Dieses brandneue Boot, diese *Titanic*, wird eine Augenweide; der Dampfer, so wurde mir versprochen, bricht den Transatlantik-Rekord.

Ninette schnaubt. Die Überfahrt nach New York dauert mehrere Wochen, das weiß sie.

Stimmt nicht, entgegnet er. Habe ich dir nicht erklärt, sagt er, hebt ihre nackte Hand an seine Lippen und lehnt sich im schummrigen, rötlichen Licht zurück, die Welt wird schneller. Wir werden in Cherbourg an Bord gehen und sieben Tage später in New York sein.

Welch fieberhafte Vorbereitungen für seine Rückkehr. Üppige, intensiv duftende Blumen, die unter ihrem eigenen Gewicht auf dem Kaminsims zusammenbrechen. Der Rücken meiner Mutter voller Nadelstiche von unzähligen Anproben. Jeder Spiegel von ihr eigenhändig blankgeputzt, jedes auch nur ansatzweise welke Blütenblatt entfernt.

Während Benitas Sprechunterricht saß ich im Schneidersitz auf dem Boden und las *Der lüsterne Türke*. Benita rollte ihre Rs. Ein Mädchen sollte seine *Ahs* am Ende eines Satzes auf bestimmte Art betonen, sollte die Härte von *t* und *n* mildern. Auch dies ein Code, der den Söhnen unserer Kreise signalisieren sollte, dass sie bereit war, dass sie ihrer würdig war. Aber sie übte auch für meinen Vater. Würde er sie diesmal genug lieben? Würde er beschließen zu bleiben?

Ihr Kummer, wenn sie zu lang auf einem Vokal verharrte, versetzte dem Teil meines Herzens, den ich unter Verschluss hielt, einen Stich. Wie konnte ich ihr sagen, was ich wusste? All die Übungen so vergeblich, da Vater nicht zurückkehren würde. Sollte ich den Brief holen, ihr zeigen, was er mir versprochen hatte?

Die Lehrerin, eine Niederländerin mit schwarzem Leberfleck zwischen den Augen, drückte grob auf Benitas Hals, so rabiät und kräftig, dass meine Schwester die Zähne zusammenbiss. Und doch bewahrte sie Haltung auf ihrem Podest, ihr freundliches Lächeln ungerührt. Ich hätte gegen die Lehrerin rebellierte; ich war mir sicher, dass ich nie Rs rollen würde. Ich dürstete nur danach, zur Schule zu gehen, was meine Mutter verbot. Ich las Thackeray, Trollope, sämtliche Bücher, die Isaac, mein Cousin von unten, von der Schule mit nach Hause brachte. Ich konnte mir nichts Öderes vorstellen,

als Debütantin zu sein, aber Benita war begeistert von der Aussicht auf ihren Ball.

In jenen Tagen, als wir meinen Vater zurückerwarteten, schienen wir in Rollen hineinzuwachsen, die wir nie wieder ganz ablegen würden. Hazel war zerstreut und sorglos; sie vergaß ihre strassbesetzte Puppe im Wagen; sie schrieb ihren zweiten Vornamen falsch. Sie hatte aber etwas Liebes. Sie schluchzte beim Anblick eines lahmen Tiers; sie schmuggelte Gebäck ins Zimmer eines kranken Dienstmädchens. Benita war die Schönheit, anmutig und gut. Schon vor ihren Sprech- und Tanzlektionen hatte sie das große Ziel erreicht – ausstrahlend waren das *gug*, das *heim*, das *lig*, das *mann*. Sie rollte das R, der Rücken war gerade, die Nase winzig und emporgereckt.

Meine Nase war so elegant wie eine Kartoffel, mein Haar ungezähmt. Hässlich war ich nicht; ich habe mich auch nie als hässlich empfunden und verspürte keinen Neid auf meine schönere Schwester. Mein Gesicht, mein Körper waren mir egal. Ich sah nur selten in den Spiegel.

Am Tag, als mein Vater im St. Regis erwartet wurde, warf ich mir ein Kleid über und lief weg, bevor das Dienstmädchen das Band um die Taille ordentlich binden konnte.

Das Schiff meines Vaters pflügte mit seiner dekadenten Bugwelle durch den Atlantik; an einem warmen Apriltag war es in Cherbourg in See gestochen. Kristalllüster glitzerten auf der Wasseroberfläche des Schwimmbads; Kamelien wanden sich um Seile aus zartem Bambus; jeder Gang ein Gartenweg aus Samt und Marmor. Ein Reichtum, der keinen anderen Zweck hatte, als zu schmücken und zu überwältigen; schwächere Gemüter waren dem nicht gewachsen. Abends trennte

sich mein Vater von Ninette und kehrte mit seinem Butler auf Deck B zurück, um mit den Engländern Zigarre zu rauchen. Eines Abends gegen Mitternacht, während der Dampfer Amerika entgegenteilte, schlitzte ein Eisberg mit solcher Macht den Rumpf auf, dass das Schiff mit dem Bug voran Richtung Meeresboden kippte.

Meinem Vater wurde eine Schwimmweste gereicht, und er legte sie an; dann half er Frauen und Kindern in die Rettungsboote. Dieser lächerliche Luftkörper, dieses Lebensrettungsgerät störte ihn. Er war Unannehmlichkeiten nicht gewohnt. Vielleicht war ihm von Miss Aubarts Abschiedskuss noch ein bisschen schwindelig. Er hatte ihr in das letzte Boot geholfen; hatte Emma, ihrem Dienstmädchen, erklärt, es sei doch nur ein Eisberg, Herrgott nochmal. Wir sehen uns bald. Sobald alle Boote mit Frauen, Kindern und ein paar Männern vom Zwischendeck gefüllt waren, rauchten die Engländer wieder Zigarren und spielten Karten. Mein Vater beschloss, in seine Kabine zurückzukehren und die Rettungsweste abzulegen. Er bat Victor, ihn von dem albernen Ding zu befreien. Treu wie eh und je legte Victor auch seine eigene Weste ab. Beide Männer wechselten in den Frack und wanderten über die dunklen Decks. Vielleicht lockten ihn die Klänge eines Orchesters, das Ragtime spielte; selbst ein Becken oder ein Trommelschlag konnte meinen Vater verführen, auf Sicherheit zu pfeifen.

Das Leck: jetzt aufgeplatzt, eine klaffende Wunde.

Wer könnte so etwas malen? Wenn die ganze Welt kippt, wenn die von unten gerettet werden, während eine schwarze Gewalt die großen Könige New Yorks verschluckt. Wer malt so etwas – den Raub von Vätern, der Himmel so grausam wie ein Sarg? Leichen, zu Hunderten im eisigen Wasser.

Der Pianist und das seidene Schaukelpferd verlassen das Apartment. Das mit Diamanten besetzte Diadem wird von Hazels Locken genommen. Banner und Girlanden verschwinden von den Wänden. Kleine neunjährige Mädchen werden von ihren Gouvernanten belogen. Eine Prozession ernster Männer mit Umschlägen erscheint. Die Onkel kommen, und wir warten alle zusammen bei Daniel. Sogar mein Großvater James mit seinem weißen Rauschebart und dem furchterregenden Blick ist bei uns; seltsamerweise hockt ein Kanarienvogel auf seiner Schulter. Ich fixiere den Vogel, als würde mich die Absurdität dieses orangefarbenen krächzenden Federviehs am Leben erhalten. Die Namen anderer vermisster Männer werden verkündet, als spielte es eine Rolle, dass mein Vater sich in guter Gesellschaft befindet. Edgar Meyer, John Thayer, Isidor Straus. *Isidor Straus! Ich habe gehört, dass seine Frau ihm nicht von der Seite weichen wollte, und nun wird sie auch vermisst.*

»Moderner Erfindungsgeist«, sagt Daniel. »Wir können ein Schwimmbad auf einem Ozeandampfer errichten, aber wir finden an Bord keinen Platz für ausreichend Rettungsboote. Wofür bitte brauchen wir ein Schwimmbad und eine Turnhalle?«

Als die Zeitungen die Vermissten auflisten, nehmen sie Mrs. Benjamin Guggenheim mit auf. Ihre Freundinnen eilen in Scharen herbei. *Oh, Florette, du bist da, oh, du bist am Leben!* Meine Mutter selbst will nur die Listen sehen, die Listen der Geretteten. Siebenhundert Menschen wurden an Bord der *Carpathia* geholt, die jetzt auf dem Rückweg von Neufundland nach New York ist. Meine Mutter beharrt darauf, dass mein Vater am Leben sei, und widersetzt sich erstmals Daniel. »Ich werde selbst ins Reedereibüro fahren, wenn du mich nicht

begleiten willst«, sagt sie. »Er ist bestimmt auf dem Schiff aus Neufundland.«

Murry unterbricht sie. »Warum waren auf dem Schiff keine Soldaten? Männer mit Pistolen?«

»Siebenhundert wurden gerettet, Daniel. Würde man nicht erwarten, dass unter ihnen die Prominenteren sind, die Männer von den oberen Decks?«

»Vielleicht, Florette«, sagen Murry, Daniel, Simon, Meyer, Robert und William. »Florette, wir hoffen alle, dass er gefunden wird.«

Sobald sie mit ihrem Schwager DeWitt zum Büro der White Star Line aufgebrochen ist, gehe ich allein in Onkel Daniels Arbeitszimmer. Ich bin nicht eingeladen; ich gehe einfach rein. Da ist der Stuhl vom Foto, der Stuhl, auf dem mein Vater sich umwandte. Ich setze mich darauf. »Ich weiß es«, erkläre ich, »ich weiß, dass er nicht auf dem Rettungsschiff ist.«

Daniel nickt; sein Blick ist stechend und zugleich verschwommen. Zum ersten Mal bin ich ihm nah genug, um zu bemerken, dass seine Augen blau und grün gesprenkelt sind. Er nimmt meine Hand, sagt meinen vollen Namen: »Marguerite.«

Die entsetzliche Traurigkeit so vieler Männer ist fast brutal; die schweren Atemzüge, das unterdrückte Schluchzen. Mein Onkel, der Senator aus Colorado, konnte dem Kapitän der *Carpathia* telegrafieren.

»Dein Vater«, sagt er, »ist mit ziemlicher Sicherheit nicht auf diesem Schiff. Es wurden viele Leichen gefunden, aber er, aber seine – wurde noch nicht entdeckt.«

»Ich weiß, ich –« *Lies ihnen den Brief vor*, sage ich mir.

Aber Simon setzt sich neben mich und nimmt meine

andere Hand. Erklärt mir, die Brüder hätten veranlasst, dass Dampfer das Meer absuchen. Ein professioneller Pilot namens F.C. Ditmar aus Kalifornien bietet an, Flugzeuge mit Signalraketen loszuschicken. Sie werden in einem Umkreis von hundert Meilen um das gesunkene Schiff herum nach ihm suchen, nach seinem Leichnam.

Meine Mutter kehrt nur kurz nach Hause zurück, um uns Trauerkleidung zu verordnen. Steife Kleider, Spitze wie Kohle, Stiefel wie Asche. Mit einer Krankenschwester verschwindet sie in ein Hotel in New Jersey. Den Zeitungen zufolge ist sie vor Kummer außer sich.

Eine Woche lang taucht jeden Abend ein anderer Steward oder Butler in der Lobby auf. Sie drängen darauf, meine Mutter zu treffen; sie behaupten, meinen Vater als Letzte lebend gesehen zu haben. Daniel kommt mich holen; gemeinsam hören wir uns ihre Geschichten an. Meine Mutter sei außer sich, erklärt er den ernstesten Besuchern.

»Oh«, seufzt James Etches. Er hat sich ordentlich gekämmt, aber Manschettenknöpfe trägt er keine. Er erklärt, Hilfssteward gewesen zu sein und eine Nachricht übermitteln zu müssen, die nur für Mrs. Benjamin Guggenheim bestimmt sei. »Wir waren fast bis zum Ende zusammen. Ich wurde gerettet. Er ist mit dem Schiff untergegangen. Er lief von einem Rettungsboot zum nächsten und rief: ›Frauen zuerst.‹ Später habe ich ihn gesehen und gefragt, warum er seinen Frack angezogen hat. Er sagte: ›Wir sind gerüstet, als Gentlemen unterzugehen.«

»Gut möglich«, sage ich zu Daniel.

»Sehr gut möglich«, pflichtet er mir bei.

John Johnson, mit orangefarbenem Schopf und X-Beinen,

kratzt sich am Hals und behauptet steif und fest, ein hervorragender Schwimmer zu sein. »Ich habe eine Nachricht für die Witwe«, sagt er. »Nur ich kann sie ihr übermitteln.«

»Schauen Sie, die Trauer hat sie überwältigt. Übermitteln Sie sie ihrer Tochter«, entgegnet Daniel.

»Tja, Mr. Guggenheim meinte: ›Das ist ein Spiel für Männer, und ich werde es bis zum Ende spielen.« Dem Jungen mit dem unwahrscheinlichen Namen John Johnson schießen Tränen in die Augen. »Er meinte: ›Sag ihr, Johnson, dass ich das Spiel bis zum Ende gespielt habe und dass keine Frau an Bord zurückgelassen wurde, denn Ben Guggenheim ist kein Feigling. Sag ihr, dass ich in Gedanken bei ihr und unseren Mädchen bin.«

»Ein Schwindler«, sage ich zu Daniel.

»Ein Schwindler«, pflichtet er mir bei.

Die Zeitungen berichten, dass mein Vater seiner Familie 92 Millionen Dollar hinterlassen habe. Eine Woche nachdem wir John Johnson weggeschickt haben, wird in Westafrika ein Liegestuhl gefunden. In der Woche darauf treibt Mr. Astor an der Wasseroberfläche, eine stolze Gestalt mit einer goldenen Uhr, die noch die New Yorker Zeit anzeigt, und Taschen voll mit nutzlosem Geld.

Ich schlief neben Benita, beide trugen wir noch unsere schwarzen Kleider. Wir gingen zu Fuß zur Synagoge und standen zusammen auf, um das Kaddisch zu sprechen. Meine Mutter war fort; die Gouvernanten ließen uns angezogen schlafen; sie ließen uns in Ruhe. Als ich Benitas sanfte, sichere Atemzüge hörte, traute ich mich, den Brief zu entrollen. *Sag Mummy, dass ich sie fragen werde, ob ich für den Juli ein wunderschönes Landhaus in Saint-Cloud bei Paris mieten soll.* Ich wusste,

dass mein Vater dort war. Ich wusste, dass das Haus in der Nähe von Paris weiße Wände und grüne Fensterläden hatte. Vielleicht war er zuerst in die Tiefe gefahren, aber dann war er aufgestiegen, und das Wasser war warm, und mit Juwelen und Gold aus seinen Taschen hatte er einen Piraten bezahlt, der ihn an einen besseren Ort brachte.

Auf diesem Gemälde wartet mein Vater auf meine Ankunft. Auf diesem Gemälde sehe ich das strahlendste Gelb, das man sich vorstellen kann: Sonnenblumen, Spatzen, Lichtsprenkel auf den beiden kahlen Bäumen, und mein lächelnder Vater in einem sonnengebleichten Leinenanzug, der sich auf einer verwitterten, rauen Bank zurücklehnt. Um ihn herum ist das Licht mit groben Pinselstrichen hingeworfen, damit die Szene nicht zu sentimental, zu nostalgisch wird. In einer Ecke des Gartens stehen ein paar Lilien, nur eine oder zwei, wild und zerzaust.